

Mundart - Hochsprache

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **55 (1999)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das «Wunder» funktioniert nicht mehr

Das Problem «Schweizerdeutsch – Standardsprache» aus der Sicht eines Deutschen mit Schweizer Erfahrung.

Die so genannte «Mundartwelle» wird in der Deutschschweiz nicht erst seit heute als beunruhigend empfunden. In seiner «Botschaft über die Revision des Sprachenartikels der Bundesverfassung» hat der Bundesrat schon 1991 in einer klaren und mutigen Sprache Stellung bezogen. «Die schweizerdeutschen Mundarten» drängen «mehr und mehr in Bereiche vor, die bisher ganz oder mehrheitlich der Schriftsprache vorbehalten waren.» Der «vermehrte Mundartgebrauch», so heisst es weiter, führe «zu einem Rückgang der Sprachkompetenz in der Hochsprache und damit zu einem Verlust der Verständigungsfähigkeit inner- und ausserhalb der Schweiz».

Ein zuverlässiger Indikator ist die Entwicklung in zwei wichtigen Öffentlichkeitsbereichen: in dem der Medien, vor allem der elektronischen, und in dem des öffentlichen Schulwesens. Unangefochten ist die Schriftsprache in den traditionellen Printmedien. Anders bei Radio und Fernsehen, wo das *gesprochene* Wort im Vordergrund steht und sich damit der Mundart ein natürliches Betätigungsfeld bietet.

Der Grundsatz, «in wichtigen, über die Sprach- und Landesgrenzen hinaus interessierenden Informationssendungen» die Hochsprache zu verwenden, ist unbestritten. Sehr gemischt ist allerdings der Befund in einer Grauzone von Diskussionssendungen zu aktuellen politischen Themen wie «Arena». Hier überwiegt klar die

Mundart. Aussagekräftiger als die Tatsache selbst ist die Begründung, mit der der verantwortliche Chefredaktor den Vorwurf von Romands und Tessinern zurückweist, die sich wegen des für sie unverständlichen Dialekts über Benachteiligung beklagen. «Schwyzerdütsch», so der Chefredaktor im Juli 1996, sei erforderlich, «um prägnante und emotionalere Aussagen zu erhalten ... und Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer überhaupt zum Reden zu bringen». Dem Deutschschweizer wird hier also nicht mehr zugetraut, sich angemessen in der Hochsprache auszudrücken.

Bleibt das Schul- und Bildungswesen als jene Institution, die dem Auftrag, Lesen und Schreiben zu lehren, dem Auftrag der Spracherziehung also, ihre Entstehung verdankt. Unübersehbar ist ein Widerspruch zwischen der «Gesetzeslage» einerseits und der schulischen Wirklichkeit andererseits. Die Erfahrung einer grossen Zahl deutscher Familien, deren Kinder Schweizer Schulen besuchen, bestätigen dieses Bild. Im Schnitt schreiben die Kantone das Hochdeutsche als Unterrichtssprache ab der dritten Klasse vor. Die Umsetzung dieser Regel in die Praxis stösst aber auf enorme Schwierigkeiten. Vielfach bezeugt ist die Tatsache, dass auch in städtischer Umgebung die Mundart bis in die oberen Gymnasialklassen Umgangssprache bleibt.

Kommt das offizielle, nie dementierte schulische Bildungsziel der Deutschschweiz, die mündliche und schriftliche Beherrschung des Hochdeutschen, ganz allmählich unter die Räder? Wie immer man dieses Phänomen bewerten mag, es bleibt grundsätzlich festzuhalten: Die

sprachliche Zukunft der Deutschschweiz entscheidet sich zuallererst – wenn auch nicht nur – in ihrem Schulwesen. Gerade im Schulbereich ergibt ein Vergleich mit Deutschland ein ganz anderes Bild. Trotz enormer stammessprachlicher Unterschiede – für einen Hamburger ist Englisch verständlicher als die Mundart des Münchners – gelingt der Schule die Funktion einer Art sprachlicher Klammer. Ab dem ersten Schuljahr wird – ob in München oder in Hamburg – Hochdeutsch als Unterrichtssprache benutzt, wenn auch mit unterschiedlichen stammessprachlichen Färbungen. Die Schule schafft so in Deutschland in der Tat landesweite sprachliche Kommunikation.

Kein Zweifel, dass die Perspektive eines jungen Deutschschweizers, dem der Übergang von der Mundart zur Hochsprache nicht mehr ausreichend gelingt, alles andere als ermutigend ist:

- Er verliert schrittweise die Fähigkeit, über das Medium seiner Muttersprache mit einem Schweizer Bürger anderer sprachlicher Tradition zu kommunizieren;
- er wird notgedrungen die Beschränkung auf die Mundart als eine Art Selbstisolierung innerhalb der eidgenössischen Sprachgemeinschaft erfahren;
- er wird sich in der Gemeinschaft deutschsprachiger Länder muttersprachlich nicht ausreichend verständigen können und dies auch als Minderung seiner Berufschancen einschätzen;
- er wird die wachsende Distanz zur Schriftsprache mit der Zeit als eine Art geistige Amputation empfinden: das Urerlebnis, dass Kultur in hochentwickelten Ländern untrennbar an die Schriftlichkeit der Sprache gebunden ist.

Mit welchem Recht mischt sich ein Deutscher in eine Frage ein, die doch

die Deutschschweizer unter sich ausmachen sollten? Vielleicht liegt eine Rechtfertigung in der sprachlichen Verwandtschaft. Sicher in der Sympathie für ein Land, das ihm in der Vergangenheit als Land des eidgenössischen Pfingstwunders erschien: Jeder kann – verfassungsmässig garantiert – seine Sprache sprechen, und (fast) jeder versteht den andern. Und jetzt droht das Wunder auf einmal nicht mehr zu funktionieren, weil die Mundart für den Anderssprachigen eine zu hohe Hürde ist.

*Lothar Wittmann,
bis Herbst 1998 Botschafter der
Bundesrepublik Deutschland in Bern
(«Neue Zürcher Zeitung»)*

Nicht die Fähigkeit, sondern die Bereitschaft fehlt

Dass gegenwärtig in der Schweiz eine Mundartwelle zu beobachten ist, lässt sich nicht bestreiten. Es gibt viele Gründe dafür – von der antiautoritären Grundhaltung der 68er-Generation bis zum Vormarsch des Lokalradios. Die Schlussfolgerung, die daraus gezogen wird, lautet, deswegen nehme die Kompetenz im Gebrauch des Hochdeutschen laufend ab. Doch trifft diese Schlussfolgerung wirklich zu? Tatsache ist, dass Anfang dieses Jahrhunderts die Mehrheit der Bevölkerung Hochdeutsch nicht sprechen konnte. Und ebenso klar ist, dass als Folge der Leseförderung und des grenzüberschreitenden Medienkonsums die Deutschschweizer Kinder beim Schuleintritt zu einem wesentlichen Teil bereits über sehr gute passive Kenntnisse des Hochdeutschen verfügen. Nicht die Fähigkeit nimmt folglich ab, sondern die Bereitschaft, davon aktiv Gebrauch zu machen. Das ist aber nicht dasselbe.

*fem.
(«Neue Zürcher Zeitung»)*